

## L i t e r a t u r d e s A u s l a n d e s .

N<sup>o</sup> 68.

Berlin, Freitag den 7. Juni

1833.

### P o l e n .

#### Geselliges Leben in Warschau.

Von einer Polnischen Dame.

Es giebt hier allerdings keinen Hof; aber eine große Anzahl von Standespersonen beiderlei Geschlechts hält sich beständig in Warschau auf; man findet hier eine Art von diplomatischem Corps, und Warschau bietet alle Elemente einer geistreichen, lebenswürdigen, unterrichteten und glänzenden Gesellschaft dar. Mehrere der dortigen Frauen sind Schriftstellerinnen, und ihre Werke, obgleich man sie nur noch als literarische Versuche betrachten kann, ermangeln weder des Reizes noch der Originalität. Die Unterhaltung dieser Frauen ist, da sie meistens eine weit umfassendere Bildung erhalten haben, als die Frauen des Südens, geistreich, abwechselnd und voller witziger Einfälle; man muß ihnen für diese Eigenschaft Dank wissen, besonders in einer Stadt, wo die Theater wenig Stoff für die Unterhaltung liefern, wo die Zeitungen spät ankommen, und wo selten neue Bücher erscheinen. — Es läßt sich dieses gesellschaftliche Phänomen dadurch erklären, daß den Töchtern gebildeter Familien in ihrer Kindheit eine solide Erziehung gegeben wird, so daß sie zwar den Künsten wenig Zeit widmen, aber den Mangel an Talenten durch größere Ausbildung ihres Geistes ersetzen. Im Allgemeinen tanzt hier alle Welt mit Kamuth, spielt Klavier und zeichnet ein wenig; aber wir haben bis jetzt erst Ein auch im übrigen Europa bekannt gewordenes Talent für das Fortepiano geliefert; man mahlt Blumen, zeichnet einige Landschaften, aber dies hört Alles mit der Heirath auf. Wenn diese Zeit vorüber ist, so widmet man sich nur noch der Unterhaltung und dem Tanze und füllt die Lücken mit Stickerei und Letzüre aus.

Die großen Bälle in Warschau sind prachtvoll; Lokal, Beleuchtung, Toiletten der Damen, Speisen und Erfrischungen, Alles ist vorzüglich; man spielt bei solchen großen Versammlungen weniger Karten, als an anderen Orten, und alle Welt drängt sich in den Tanzsaal, um sich in die Zeiten zurückzuversetzen, wo man bewundert wurde, wie man jetzt Andere bewundert.

Der Ball beginnt. Sogleich bewegt sich die majestätische Reihe der Polonaise durch den Saal; sie setzt die Großmama wie die Enkelin in Bewegung, belebt den alten Senator wie den jungen Fähnrich, und gestattet es, die Unmuth des Geistes wie des Körpers zu entwickeln; denn es ist der einzige Tanz, bei dem man sich unterhalten kann. Der Mazurek, den ganz Europa von Polen entlehnt hat, hat einen unbeschreiblichen Reiz; es ist der Zandango der Polen. Die ersten Töne dieser National-Harmonie erheitern alle Gemüther, gewinnen den Greisen ein Lächeln ab, locken die Jugend herbei, welche, bald einen großen Kreis bildend, denselben Tanz mehrere Stunden lang fortsetzt.

Die letzten Fasten-Wochen bieten den vornehmen Warschauer Damen Gelegenheit dar, ihre Frömmigkeit auf eine ganz besondere Weise auszuüben; die Wohlthätigkeits-Gesellschaft ernennet ein Duzend Sammlerinnen, welche unter den ausgezeichneten Personen des Adels und des Bürgerstandes gewählt werden. Sie theilen sich in die verschiedenen Viertel der Stadt und dringen, von zwei bis drei Herren begleitet, in die Häften wie in die Paläste, um Almosen einzufordern. Diese Art sentimentaler Reise zieht ihnen zuweilen verdrießliche Bemerkungen zu; aber die Frömmigkeit und die christliche Milde lassen sie die üble Laune der Steuerpflichtigen ertragen, besonders wenn sie beim Nachhausekommen ihre Körbe mit Goldstücken und Bank-Billetten angefüllt sehen. Ich wage es nicht, zu gestehen, daß die hübschesten Frauen immer die beste Ernte machen; da ich aber der Wahrheit die Ehre geben will, so muß ich einräumen, daß die Galanterie der Wohlthätigkeit hierbei sehr zu Hülfe kömmt.

Die Umgebungen Warschau's bieten angenehme Punkte dar und sind durch den Geschmack und Reichthum derer, welche Landhäuser in der Nähe der Stadt haben, außerordentlich verschönert worden. — Mit dem Osterfeste beginnt der Frühling; diese Jahreszeit ruft hier ausschließlich alte Gebräuche hervor und trägt einen gewissen Stempel der Nationalität, der anderswo nicht bekannt ist. Alle Einwohner, von dem vornehmsten Herrn bis zu dem ärmsten Handwerker, versammeln sich in Masse bei einander, um die Weihe zu begehen. Die vornehmen Familien empfangen an diesen Tagen in Sälen, wo lange Tafeln, zierlich geschmückt, mit kalten Speisen und geweihtem Kuchen bedeckt, das Auge und den Appetit reizen. Bei diesen Frühstücken finden sich oft einige hundert Personen zu-

sammen. Beim Eintritt muß man ein geweihtes Ei annehmen, welches Einem der Wirth oder die Wirthin überreicht; wenn man dieser Feierlichkeit Genüge geleistet hat, so kann man nach Gefallen essen oder plaudern, den Puz bewundern oder die neuen Moden studiren; denn an diesem Tage ist Alles frisch, neu und elegant. Diese religiösen Feste — wenn ich mich so ausdrücken darf — dauern drei Tage, und während derselben erhält die Stadt durch den Glanz und das beständige Klaffeln der Equipagen, durch die Menge der Fußgänger in den Straßen und durch ihr heiteres und geschäftiges Wesen eine sehr lebendige Physiognomie, besonders wenn das schöne Wetter noch dazu beiträgt, das Gemälde zu erheitern. Das Pfingstfest bietet eine andere Art von Vergnügen dar, nämlich die Spazierfahrten nach dem Gehölz von Wielany, welches in geringer Entfernung von der Stadt liegt, und wo eine Karthause am Ufer der Weichsel des Morgens die Frommen in ihrer Kirche aufnimmt und des Abends die Menge unter ihren Eichen versammelt. Für Wielany hebt man die schönen Wagen und die neuen Hüte auf. Alle neue Moden zeigen sich dort in ihrem Glanz, die Stuger wiegen sich in ihren neuen Karkeln oder galoppiren auf muthigen Rossen neben den Wagen einher. Wie viel Souveraine sah man schon auf der Promenade nach Wielany. Der Erzherzog Ferdinand zeigte sich daselbst nach dem Einfall der Oesterreicher im Jahre 1800. Der König von Sachsen ging dort im darauf folgenden Jahre mit seiner Familie zu Fuß und erfreute sich so auf patriarchalische Weise seiner schnell vorübergegangenen Polnischen Regierung. Der König von Westphalen, der es ein Jahr darauf nicht mehr war, erschien daselbst im Jahre 1812 auf prachtvollem Rosse. Im Jahre 1826 war der Kaiser Alexander anwesend, und zu dieser Zeit war Wielany wahrhaft glänzend; ich habe daselbst niemals wieder so schöne Equipagen, so zierlich geschmückte Damen gesehen.

Dieses Warschauer Longchamps hat allerdings nicht den Glanz des Pariser; aber die Promenade hat einen Zweck; man begiebt sich nicht lediglich dahin, um einen neuen Wagen und eine elegante Livree zu zeigen, sondern um sich unter einem heiteren Himmel, am Ufer eines majestätischen Flusses, mit einer anziehenden Gesellschaft zusammenzufinden und sich an der Heiterkeit eines ganzen Volkes zu ergötzen; und da die Freude oft eben so aufsteckend ist, wie der Schmerz, so sieht man wenig Gesichter traurig von Wielany zurückkehren. (F. F.)

### Bibliographie.

- Pieśni Polskie i Ruskie ludu Galicyjskiego. (Polnische und Russische Volkslieder in Galizien.) Von Wajlaw von Dlesko; mit Musik von Karl Lwiniski. Lemberg.  
Komedye. (Lustspiele in Versen von Vincenz Thulsky.) Lemberg.  
Wallenstein. (Wallenstein.) Aus dem Deutschen übersetzt von J. R. Kaminski. Theil 1. Lemberg.  
Wanda Potocka. (Wanda Potozka oder die Zuflucht im Hain der heiligen Sophie.) Melodrama von Michael Suchorowski. Lemberg.

### E n g l a n d .

#### Die Kunst des Uebersetzens.

Bei Gelegenheit einer kürzlich von Hayward herausgegebenen Uebersetzung von Goethe's „Faust“ in Englischer Prosa.

(Fortsetzung.)

Wordsworth zieht hauptsächlich gegen das zu Felde, was als der minder wesentliche und mechanischere Bestandtheil der Poesie zu betrachten ist, nämlich gegen Diction und Metrum. Doch ist sein Raisonnement weit mehr gegen die gewöhnliche Diction der Dichter, als gegen das Metrum gerichtet. Sein Irrthum scheint vorzüglich darin zu liegen, daß er die Poesie überall nur als Nachahmung der Natur betrachtet. Er will untergeordneten Hülfsmitteln nichts verdanken, die wir doch in der Malerei nicht verschmähen. Das Kolorit in guten Gemälden ist oft der Natur eben so unähnlich, als es nur der Stil eines Gedichts seyn kann. Um aber bei seinem Einwurf stehen zu bleiben, so begreifen wir nicht, warum er gegen das Metrum nachsichtiger verfährt? Wir geben ihm gern zu, daß dieselben Worte, metrisch gestellt, hundert Mal mit Vergnügen wiederholt werden, welche man als Prosa keiner Wiederholung werth hielte. Allein, wenn wir nur der wirklichen Natur folgen sollen, wenn uns nur die

Auswahl unter dem, was sie uns bietet, nicht aber das Zusetzen, das Idealistren gestattet ist, wo sollen wir alsdann die Gränzlinie ziehen? Dieser Behauptung zufolge, würde eine metrische Rede des Curtius, ehe er sich in den Schlund stürzt, selbst in reimlosen Versen eben so unstatthaft seyn, als wenn er vorher einen Solotanz ausführen wollte! Ein höchst sonderbarer Grund, den Wordsworth dagegen zur Rechtfertigung des Metrums anführt, läßt sich eben so gut für die poetische Diction geltend machen. Er sagt nämlich, das Metrum ließe sich hauptsächlich deshalb rechtfertigen, weil es dazu diene, den Leser zur Bestimmung zu bringen und ihn zu erinnern, daß er nur eine Dichtung vor sich habe, sonst möchte die zu treue Nachahmung der Wirklichkeit einen zu peinlichen Eindruck machen. Herr Wordsworth muß wenig beachtet haben, wie sehr der Einfluß der Sprache, d. h. der Diction, von den verschiedenen Ideen-Verbindungen abhängt, und daß man daher, ohne sich einer knechtischen Nachbetung schuldig zu machen, einen Ausdruck oder eine Construction in der poetischen Darstellung bewundern kann, die man im wirklichen Leben unangemessen finden würde. \*)

Was ist das Wesen der Poesie? In wie fern ist das Metrum eine unerläßliche Bedingung? Hat die Natur, wenn wir bis auf die Grund-Elemente der Dichtkunst zurückgehen, den conventionellen Regeln, welche unsere Gefühle und Sitten beherrschen, Schranken gesetzt? und welche Schranken? — das sind Fragen, über welche die Meinungen so verschieden sind, daß ihre Autorität uns nur behutsamer in Abfassung eines End-Urtheils machen kann. So viel glauben wir aber mit Gewißheit behaupten zu können, daß es keine allgemeine Regel für Dinge geben könne, die so verschieden an Charakter sind, obgleich unter demselben Namen begriffen, wie die mannigfachen Dichtungsarten, die zwischen der lyrischen und didaktischen Poesie liegen. Dabei müssen auch noch die verschiedenen Perioden des gesellschaftlichen Lebens in Anschlag gebracht werden. Die Vereinfachtheit und selbst die Gesetzgebung der Barbaren spricht die Sprache der Inspiration und schmiegte sich in die metrische Form. Die ersten Geschichtsschreiber der Griechen waren zugleich Dichter, und obgleich sie später so scharf geschieden waren, so hat doch, wie uns die Alten berichten, der Erste, der in Prosa schrieb, am Stile weiter nichts geändert, als daß er das Metrum weg ließ. Ferner kann vieles von einer Sprache für wahr gelten, was von einer anderen falsch ist. So können wir uns z. B. durch jedes Griechische und Lateinische Sprach-Lexikon überzeugen, daß, so wie die Alten zwischen der Sprache der Götter und der Menschen unterschieden, sie auch einen doppelten Wörrervorrath und doppelte Regeln der Construction für Poesie und Prosa hatten, und zwar in weit größerer Ausdehnung, als dies bei den neueren der Fall ist. Man betrachtete die bloße Versification nicht als hinlänglich, um den Conversationston des Lustspiels zur Poesie zu erheben; Plato und Demosibenes standen derselben durch ihren erhabenen Stil weit näher. Cicero, obgleich er den Redner und den Dichter für Halbbrüder erklärt, macht dennoch die Bemerkung, daß die Dichter, trotz dieser Verwandtschaft, ihre Sprache für sich hätten: Poetas quasi alia quadam lingua locutos. Die größten Redner, z. B. Cicero, konnten diese Sprache kaum stammeln, und das gewiß nicht aus Unkenntniß der Regeln der Prosodie, die sie in einer halben Stunde hätten erlernen können.

Bei der prosaischen Uebersetzung eines Gedichts bietet die Wahl der Diction und die Anordnung der Construction der Kunst und der Urtheilskraft ein weites Feld. Hinsichtlich des Werths, den wir dem Metrum beilegen, müssen wir zwischen Original-Verken und Uebersetzungen unterscheiden. Relative Wichtigkeit hat das Metrum für beide; absolute aber nur für erstere. Bei der geringen Sorgfalt, die man der Bildung des Versmaßes im neueren Europa und der Verbollkommnung der Harmonie seiner Bastard-Dialekte gewidmet hat, kann der Vers nicht mehr zum Prebierstein dienen und hat selbst als Element der Poesie von seinem Werth verloren. Doch, so gering wir ihn als unmittelbare Quelle des Vergnügens anschlagen, selbst wenn er mit dem Schwellengellingel des Reims versehen ist, so sind wir doch der Meinung, daß er in Original-Gedichten nicht verworfen werden darf. Die Annehmlichkeit, die der Vers ihnen leiht, in welcher Sprache sie auch geschrieben seyn mögen, ist durch die Erfahrung erwiesen. Dasjenige, was dem Metrum zu Gefallen geopfert werden muß, ist in Original-Dichtungen unbedeutend. Oft sogar wird das Metrum zur Quelle des Ideen-Reichtums. Nicht allein konnte Pope sich weit leichter in Versen als in Prosa ausdrücken, sondern Dryden, einer der gewaltigsten Beherrscher des Englischen Sprachschazes, gelangte zu manchen Ideen durch den Mechanismus des Versbaues. Bei Uebersetzungen treten dieselben Rücksichten ein. Welches auch die Sprache sey, aus welcher und in welche übersetzt wird, so bleibt die Zugabe des Metrums immer eine Quelle wahren Genusses; allein der Verlust alles dessen, was man dafür über Bord werfen müßte, kann in vielen Fällen durch dies Vergnügen nicht ersetzt werden. Vergleicht man übrigens die Verluste, die das metrische Original durch Uebersetzung in Versen oder in Prosa erleiden muß, mit einander, so wird ihr Verhältnis durch den Grad der Vollkommenheit bestimmt, zu welchem das Metrum des Originals ausgebildet war.

Wir wollen keinesweges den Verlust zu gering anschlagen, den der Dichter, das Gedicht sey nun seine eigene Schöpfung oder bloß Uebersetzung, durch Aufopferung der Versification erleidet. Er sieht gleichsam mit Einem Fuß außerhalb des magischen Kreises. Doch, wenn wir die Geschichte der verschiedenen Sprachen durchgehen, so wird es offenbar, daß in unseren lebenden Zwitter-Dialekten die Beibehaltung der Harmonie oder vielmehr der metrischen Melodie

\*) Es ist fast unbegreiflich, daß ein so gebildeter Dichter unserer Zeit, wie Wordsworth, noch mit *Barrey* in die Nachahmung der Natur als ein die höchste Aufgabe der Kunst setzen kann.

moderner Verse nur einen sehr geringen Lohn gewährt. Zur Dämpfung unserer literarischen Eitelkeit und Berichtigung unserer Begriffe ist es nicht unnütz, wenn wir an den unermesslichen Abstand zwischen dieser Harmonie und jenem Verein engverschlungener Kraft und Milde, die durch die klassischen Sprachen herrschte, erinnert werden. Dies war durchaus nicht das Resultat des Zufalls oder des Klima's. Die Wissenschaft und der Effekt des Wohlklanges sind bei uns auf das Studium und die technische Anwendung einer einzigen Kunst innerhalb ihres vergleichungsweise nur kleinen Gebiets beschränkt, anstatt das ganze Reich der menschlichen Rede zu umfassen. Die alten und neueren Zeiten weichen in Nichts so sehr von einander ab, als in dem regen Sinn, den die Alten für Musik im Allgemeinen hatten, in dem Range, den sie ihr, als einem höchst notwendigen Theil jeder guten Erziehung, anwiesen und in der Thatsache, daß der metrische Unterschied zwischen Versen und der gebildeteren Prosa bei ihnen bloß auf der Gattung der erforderlichen Mensur beruhte. Ihre Ohren mußten, gleich einem musikalischen Instrument, gestimmt gewesen seyn für jede Abstufung der Harmonie und ihres Effekts, die zu dem jedesmaligen Zweck erfordert wurde. So mußten z. B. die von Musik begleiteten Töne der oratorischen Declamation dem Rezitativ des tragischen Dramas näher kommen, als die nicht begleiteten des Dialogs im Lustspiel; denn der komische Schauspieler, wiewohl er ebenfalls seine eigenen Regeln hatte, mußte sich in Rhythmus und Versmaß mehr dem Ton des gewöhnlichen Gesprächs nähern. Was mußten sie nun erst von ihren Dichtern fordern! Wie viel mußte an Rhythmus und Diction verloren gehen, wenn sie zur gewöhnlichen Prosa herabstiegen?

Nur eine Kenntniß der alten kritischen Schriftsteller kann uns eine Idee von der Wichtigkeit geben, welche die Griechen und Römer dem Rhythmus beileigten, und von der Sorgfalt, mit welcher sie seine Wirkungen studirten und ihre Regeln durch die Praxis vervollständigten. Wenn sie auch mitunter ein wenig von dieser Strenge nachließen, so war doch keine Gefahr eines Mißgriffes zwischen Poesie und Prosa vorhanden. Wenn Crassus bemerkt, daß die Aussprache seiner Schwiegermutter Cälia ihn an Plautus erinnere, so geht daraus hervor, daß selbst der Vortrag der komischen Schauspieler zu Cicero's Zeiten viel regelrechter geworden war, als früher. So weit Donat uns die Titel zu den Lustspielen des Terenz zu liefern vermag, finden wir Beweise darin, welche allgemeine Achtung dem Künstler gezollt wurde, der auch nur die Declamation eines Lustspiels anordnete. Man hielt seine Person für wichtig genug, um seinen Namen neben denen des Dichters und der Haupt-Acteurs dem Publikum vorzulegen. Die Redekunst ging noch weiter. Wer sollte es jetzt glauben, daß die Reden, durch welche Cäsar Gracchus das Römische Volk und fast die Steine Roms zum Aufreißer reizte, durch die Klöre eines hinter ihm stehenden Tonkünstlers modulirt wurden? Cicero verschmähte eine solche Begleitung, aber bloß darum, weil, meinte er, ein guter Redner diesen Zweig seiner Kunst zu gut kennen müsse, um solcher Hülfen zu bedürfen. In manchen Griechischen Städten scheinen die Ausrufer, welche die neuen Gesetze verkündeten, von einer Harfe begleitet worden zu seyn. In ihren täglichen Unterhaltungen befolgten die Alten beim Sprechen strenge Regeln, sowohl in Hinsicht auf Betonung, als Zeitmaß. Der Accent bestimmte die erstere; die Quantität das letztere. Unsere jetzige Aussprache kennt nur den Accent und auch diesen nur aus dem Größten. Und was verstanden die Alten unter Accent? In ihrer Classification nahmen sie nach einigen Grammatikern acht, nach Anderen zehn verschiedene Abstufungen an. Eben so streng hielten sie auf den Tact. Es scheint, daß sie ihn beim Sprechen eben so genau beobachteten, wie wir in der Musik. Quintilian sagt, jedes Kind wisse, daß eine lange Sylbe zwei Zeilängen und eine kurze nur Eine habe. So unbegreiflich diese seine Unterscheidung, im praktischen Leben angewendet, uns Neueren vorkommen mag, so muß sie doch einen Jeden überzeugen, daß den Alten das gänzliche Aufgeben des Metrums, oder auch nur die Vertauschung eines gebräuchlichen Rhythmus mit einem ungebräuchlichen, eines regelmäßigen mit einem unregelmäßigen, in einem Grade empfindlich gewesen seyn muß, von dem wir uns keine Vorstellung machen können. Wir können in unserer Sprache nicht darüber urtheilen, und in der ihrigen noch weniger, da wir sie nicht einmal mehr recht auszusprechen wissen.

Das wirkliche Opfer also, wenn wir unser neueres Metrum weglassen, ist weit geringer als bei ihnen. Dennoch giebt es Rücksichten, welche jedem Original-Dichter, dem es darum zu thun ist, daß der poetische Charakter seines Werks nicht vermisst werde, bewegen muß, die klassische Autorität in diesem Punkte zu achten. Der Genius der alten Sprachen machte jede Vermengung der Poesie mit der Prosa unmöglich; dennoch hielten sie es für zweckmäßig, die sichtbare Schranke einer feststehenden metrischen Prosodie zwischen der Poesie und der Prosa, selbst der erhabensten, bestehen zu lassen; daher sollten wir mit doppelter Sorgfalt darüber wachen, daß nichts gethan werde, um diese alten Gränzscheiden zu verrücken. Poetische Prosa ist eben so schlecht, als prosaische Poesie. Unsere Billigung prosaischer Uebersetzungen, wie die des Faust von Hayward, gründet sich also nur auf das Prinzip, daß, wo man einen erwünschten Zweck nur durch die Wahl zwischen zwei entgegengesetzten Uebeln erreichen kann, es der Weisheit gemäß ist, das kleinere zu wählen. Dies spricht keinesweges dem Irrthum das Wort, daß man Poesie und Prosa willkürlich in einander verwandeln könne, ohne beider Charakter zu entstellen. Besonders scheint in unseren Zeiten, wo die sogenannten „Werke der Einbildungskraft“ fast allein für das große Publikum Reiz haben, große Vorsicht nöthig, daß man nicht aus einem Gebiet in das andere hinüberschreife. Französische Kritiker gerietzen in Unruhe über das schädliche Beispiel, welches der „Te-

lemach“ in dieser Hinsicht gab; allein die Sprödigkeit ihrer Sprache gewährt ihnen den Vortheil, daß sie Ausschweifungen dieser Art sehr enge Schranken setzt. Bei uns hingegen möchte Mancher sich durch den Schimmer dieser Zwitter-Gattung von Composition in Versuchung führen lassen, sie nachzuahmen.

Fassen wir nun unsere Bemerkungen nochmals kurz zusammen, so ist ihr Resultat dieses: Die Versification an und für sich ist kein notwendiges Element der Poesie, bleibt aber immer ein großes Hülfsmittel für dieselbe und kann in anderer Hinsicht selbst notwendige Bedingung seyn. Wenn sie in neueren Sprachen nicht mehr die Quelle so vielen unmittelbaren Genusses ist, wie in den alten, so bedürfen wir ihrer mehr mit Hinsicht auf die mittelbaren Vortheile, die sie gewährt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist nun der Unterschied zwischen Original-Gedichten und Uebersetzungen dieser, daß bei letzteren jene unmittelbaren Vortheile, die das Metrum mit sich führt, nicht mehr so nöthig sind, und daß die Rücksicht auf die charakteristischen Schwierigkeiten, welche eine Uebersetzung herbeiführt, in den meisten Fällen gewichtig genug seyn dürfte, um gegen dasselbe den Ausschlag zu geben.

Der Hauptzweck, den Hayward bei seiner Uebersetzung hatte, war, mehreren seiner literarischen Freunde zu beweisen, daß sie noch nichts bekämen, was ihnen eine richtige Idee vom Faust geben könnte. In dieser Absicht hat er, wie er sagt, überall danach gestrebt, Goethes Gedanken richtig zu treffen, und zwar, indem er sich fast ausschließlich an den Wortsinne hielt. Wir haben die Uebersetzung mit vielem Vergnügen gelesen und sind überzeugt, daß sie ihrem Zwecke vollkommen entsprechen wird; doch fanden wir einzelne Wörter und Wendungen darin, von denen wir nicht das Nämliche so unbedingt behaupten möchten.

Unter dem buchstäblichen Sinn eines Wortes, und noch mehr einer Stelle oder eines ganzen Schriftstellers, ist wohl etwas Anderes zu verstehen, als eine Uebersetzung, die bloß dem Namen nach der Sprache angehört, in die das Werk überseht wird. Die Frage, ob der Sinn am besten durch eine genaue Uebersetzung des Original-Ausdrucks wiedergegeben werden kann oder nicht, hängt immer von Umständen und von dem zu beobachtenden Maße ab. Läßt man einer Englischen Uebersetzung aus dem Deutschen so sehr das Deutsche Gepräge, daß sie für die Englischen Leser unzugänglich oder unlesbar wird, so ist sie keine Uebersetzung, sie ist alsdann nur ein Dialekt des Deutschen. Wir haben Des Voey's Uebersetzung von Goethes Tasso nicht gesehen, allein Goethe kannte zu gut die unversäuerlichen Rechte jeder Sprache, um der angeborenen Unabhängigkeit der unsrigen ihr Recht nehmen zu wollen. Er sah, daß den Forderungen, welche die Deutsche in eben der Hinsicht machen konnte, völlig Genüge geleistet war. „Je me lisois moi-même dans la traduction.“ sagt er daher. Er überließ es den Englischen Gegnern der Uebersetzung zu untersuchen: ob Hr. Des Voey „a conservé les règles et n'a pas trahi le génie de sa langue. Je n'en suis pas juge; peut-être le trouvera-t-on un peu trop allemand.“ — Das auffallendste Beispiel des entgegengesetzten Extremis ist das von Pope. Seine Uebersetzung (des Homer) ist durch und durch Englisch, leider nicht bloß in den Worten, sondern selbst in dem Ausdruck der Gefühle und Gedanken. Anstatt zu sagen: Je m'y lis moi-même,“ würde Homer wahrscheinlich das ganze Eigenthum und Anrecht an dem Werk seinem Uebersetzer abtreten.

Herr Hayward sagt, es sey einer der größten Triumphe des Uebersetzers, Stellen, die mehr als einen Sinn geben, so zu übertragen, daß jeder derselben angedeutet werde. Hierauf wollen wir bloß erwidern, daß sein Verfahren, selbst nach seiner eigenen Angabe, dieser Regel widerspricht. Er gesteht, daß er über dunkle Stellen nicht selten drei oder vier verschiedene Auslegungen von Deutschen Gelehrten erhielt, die er zu Rathe zog, deren jeder bereit war, die seinige als die rechte zu verteidigen. Wie nun, hätte er wohl versuchen mögen, sie alle anzudeuten? Weit entfernt hiervon, sagt er vielmehr ausdrücklich, daß, wenn Leser in manchen Stellen eine andere Auslegung fänden, als sie ihnen gegeben hätten, so könnten sie sicher darauf rechnen, er habe jene Auslegung vorzüglich verworfen; und darin geben wir ihm auch vollkommen Recht. Es ist für uns Prinzip, daß kein Nachtheil daraus erwachsen kann, wenn man dem Künstler so weit freie Hand läßt, als nach dem Maße von Geschmack und gesunder Vernunft, ohne welche er nicht zum Uebersetzer taugt, ihm zutrommt. Wo ein Wort oder ein Satz mehrere Deutungen zuläßt, gericht diese Zweideutigkeit entweder zur Schönheit oder zum Fehler. Dies zu entscheiden, kann nicht schwer seyn. In den wenigen Fällen, wo der Doppelsinn eine Schönheit ist, muß der Uebersetzer natürlich danach streben, diesen Doppelsinn so gut wie möglich wieder zu geben. In den vielen Fällen aber, wo Vieldeutigkeit ein Fehler ist, wäre es ein wahrhaft Chinesisches Verfahren, das Muster mit allen seinen Flecken genau nachzubilden. Diese Flecken wegzulassen ist keine Untreue, sondern vielmehr eine Gerechtigkeit, die man seinem Original schuldig ist. Wenn ein der Wahrheit am nächsten kommender allgemeiner Haupt-Effekt der eigentliche Prüßstein jeder Ähnlichkeit ist, so müssen Uebersetzungen, gleich Portraits, in so vieler Hinsicht von ihren Originalen abweichen, daß eine glückliche und vernünftige Wahl des besten Ausdrucks die beste Ähnlichkeit gewährt; und dies ist in beiden Fällen der wahre Triumph des Künstlers. Wir ehren Goethe's Namen; allein ehe wir zugeben können, daß seine Meinungen und Gefühle uns die unsrigen distiren, müssen wir zuvor wissen, welches seine Meinungen und Gefühle sind. Worte, in denen zu viel oder zu wenig Sinn liegt, sind weiter nichts, als Worte, und in der Poesie wird eben so wenig als in der Philosophie oder Theologie dabei gewonnen, wenn wir uns bloß mit Worten abfinden lassen und Alles durch die Autorität der „verba magistri“ zum Schweigen bringen wollen.

Wer mit seinen Landsleuten sprechen will, hat zuvörderst die Verpflichtung, verständlich zu seyn. Es giebt keine andere Regeln in dieser Hinsicht für gesprochene als für geschriebene Worte. Dieser Verpflichtung zufolge, muß jede Stelle eines Werkes einen Sinn haben, der auszufinden ist; ja, nicht bloß jede Stelle, sondern das ganze Werk, wenn man es als ein Ganzes betrachten soll. Doch findet freilich mit Hinsicht auf Stoff und Umstände ein großer Unterschied zwischen den verschiedenen Graden der Verständlichkeit und Deutlichkeit statt, die der Verfasser seinen Lesern schuldig ist. „Ein kleines, aber passendes Auditorium“ ist oft eine Bedingung, die der Stoff mit sich führt, und die allein seine Bearbeitung gestattet. Doch wenn ein Dichter der Zahl und Beschaffenheit seiner Leser Schranken setzen, wenn er, mit Ausnahme einiger wenigen Auserwählten, allen Uebrigen unverständlich seyn will, so kann man dies nur mit großen Einschränkungen zugeben, oder die Menschen müßten sich vorzüglich wollen zum Besten haben lassen. Ein Kritiker, der nicht erkennt, daß es ein Fehler an einem Gedicht ist, wenn es den verständigen Leser über Gegenstand und Plan im Dunkeln läßt, spielt mit dem Publikum Blindeluh, statt es zu erleuchten. Und doch scheint ein großer Theil des Deutschen Publicums in Hinsicht auf Goethes Faust in dieser Lage zu seyn. (1) Das Merkwürdigste hierbei ist, daß Goethe selbst kein Vorwurf zu treffen scheint. Sein Vergehen besteht höchstens darin, daß er sein unkreitiges Recht übte, in dem allgemeinen Tumult seine Meinung für sich zu behalten und im Stillen in's Häuschen zu lachen. Die Schuld liegt nicht an dem Verfasser, der nie mit seinem Werke geheimnißvoll that, sondern an dem Publikum, oder vielmehr an dem Heer seiner Kommentatoren und träumerischen Ausleger. In den „Todtengesprächen“ drückt Shakespeare sein Erstaunen über die sinnreiche Schlaubeit aus, mit welcher seine Ausleger in die dunklen Stellen, die entweder das Werk seiner eigenen Nachlässigkeit, oder des Druckers, oder der Zeit wären, einen Sinn zu bringen wußten. Goethe aber hat darin viel vor seinem großen Vorgänger voraus. Der Maßstab, nach welchem seine Ausleger, von einem leichtgläubigen Publikum aufgemuntert, verfahren, ist weit gigantischer und weit wunderbarer. Dabei hatte er noch den Vortheil, dies Alles bei seinen Lebzeiten mit anzusehen. Diese Leidenschaft für das Mystische ist es, mehr als alles Andere, was der Nützlichkeit der Deutschen Literatur im Wege steht und so Manchen von ihren hesperischen Gärten zurückschreckt. Die Sucht, anzunehmen, daß der oben auf liegende Sinn nur ein erotischer Scheinsinn seyn könne; das ewige Streben, jeden Stoff zu rosenkreuzerisieren und in einem Mühlstein durchaus etwas Anderes als einen Mühlstein zu sehen, wird stets eine Reihe von Schwärmern, Charlatanen und betrogenen Narren erzeugen. Das ganze Feld der Literatur wird mit Doust'er swiv'els (ein Charlatan und Schakgräber in Scott's „Altenthümer“) bevölkert, die unter der Leitung von Kämpchen, die nur den Eingeweichten sichtbar sind, ihr Leben und ihre Talente in Aufsuchung verborgener Schätze vergeuden.“ (Schluß folgt.)

#### Bibliographie.

- Waltzburgh. — Erzählung aus dem 16ten Jahrhundert. 3 Bde. Pr. 31½ Sch.  
 The young artist's preceptor. (Des jungen Zeichners Lehrbuch, in fortschreitenden Lectionen.) Von J. E. Giles. Pr. 7½ Sch.  
 Hierurgia. — Das heilige Mess-Dyfer. Kupferstiche und Erklärungen von Dr. Daniel Rodt. 2 Bde. Pr. 28 Sch.  
 Tales for an English home. (Erzählungen für's Haus.) Von G. M. Sterne. Pr. 6 Sch.  
 Church reform. (Schreiben an Lord Althorp über Kirchen-Reform.) Von B. J. Wetherell.  
 An inquiry into the causes of respiration. (Ueber das Respiration's-Bermögen.) Von Dr. J. Carson. Pr. 12 Sch.

#### Ostindien.

##### Journal-Literatur in Bengalen.

Es ist behauptet worden, daß man die Gesinnungen eines Menschen nach den Journalen, die er liest, und deren Anhänger er ist, beurtheilen könne. Bei civilisirten Nationen ist dies gewiß mehr oder weniger der Fall; doch hier zu Lande unter den orthodoxen Eingebornen ist dem nicht so. Diese Leute kümmern sich sehr wenig um das Lesen der Zeitungen, und obgleich es nur Eine giebt, die in jeder Hinsicht ihren religiösen Ansichten zusagt, so hat dies Blatt doch verhältnißmäßig nur einen geringen Absatz. Indes, da die Eingebornen denn doch Zeitungen lesen, so können wir schon nach Musterung dieser Blätter einige Schlüsse über den gegenwärtigen

\*) Νῆπιον ὀνὶ τοῦτον ὄνο πλῆον ἤμισον πέντος. Der Englische Kritiker weiß wahrscheinlich nicht, daß unsere Dichter ohne ihre Ausleger und Kommentatoren einen größeren Werth haben als mit denselben. Allerdings giebt es in unserer Literatur eine gewisse Art von Kritik, die ihr wichtiges Nachen an das Schlepptau großer Weltumflieger gebunden, um mit ihnen durch die Brandungen der Zeit zu gelangen; unerdittlich wird sie jedoch von den Wogen dieser Zeit verschlungen, während der Genius, an den sie sich klammert, als göttlicher Geist über den Wassern schwebt. Freilich bedarf es eines tieferen Verständnisses unserer Sprache, als die meisten Ausländer es besitzen, um Goethes Faust ganz zu fassen, und wir wundern uns gar nicht, wenn dem Englischen Uebersetzer und dem Englischen Kritiker hin und wieder Einiges unverständlich geblieben ist. Hatte der Erstere auch wie Hr. von St. Aulaire, der Französische Uebersetzer des Faust, ganze Scenen, weil er sie nicht verstanden, unberührt gelassen — wir würden es bedauern, aber entschuldig haben. Wenn sich jedoch Uebersetzer und Kritiker ihr Verständnis bei Kommentatoren und Auslegern suchen und sie nun, durch dieses Orakel getäuscht, Goethe und der Deutschen Literatur ihren Unmuth darüber entgegen lassen, so dürfen wir ihnen wohl mit dem alten Hesiod den an die Spitze dieser Anmerkung gestellten Spruch zurufen: „Thoren, die nicht wissen, daß die Hälfte mehr ist, als das Ganze.“ J. L.

Zustand der Gesellschaft wagen; daher wollen wir unseren Lesern eine Uebersicht der in Bengalen erscheinenden Zeitungen vorlegen.

Das Gyananetschun existirt seit einem Jahr und zeigt sich sehr thätig, um die Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit zu zerstreuen. Es zählt nicht viel Abonnenten unter den Eingebornen; da aber die Eigentümer viele Exemplare unentgeltlich vertheilen lassen, so wird es von vielen Personen gelesen, zu deren Nutzen es geschrieben ist. Es strebt mit Eifer dahin, Irrthum und Aberglauben in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und zu bekämpfen.

Das Tschendrika ist ein orthodoxes Blatt und als Vertheidiger der Brahmanischen Religion bekannt. Es wird von Shobang Banerdschia, dem Secretair des Dharma Schaba, herausgegeben und hat in den Vorurtheilen des Landes sehr großen und einträglichen Vorschub gefunden. Mit Ausnahme einiger kürzlich erschienenen Nummern, war es bisher sein ausschließlicher Zweck, den religiösen Irrthümern des Volks und seinen Vorurtheilen zu schmeicheln. Die Abschaffung der Sutties (des Verbrennens der Wittwen) durch Lord Bentinck hat diese Zeitung in Aufnahme gebracht. Sie eiferte mit solcher Heftigkeit gegen das Vorhaben, diesen blutigen Gebrauch aufzuheben, daß sie unter den Hindus sehr zahlreiche Abonnenten fand. Sie richtete an den Dharma Schaba eine Bittschrift gegen die Verordnung des Lord Bentinck. Dennoch wird das Tschendrika von den Hindus nicht sehr begierig gelesen.

Das Kaumudi, von Babu Rammobun Roy gegründet, um der Wirkung des Tschendrika entgegen zu arbeiten, behandelt allgemeine Gegenstände aus einem liberalen Gesichtspunkte, geht aber doch in Sachen der Religion und Politik nur den halben Weg. Unter den Eingebornen hat es nur wenige Abonnenten.

Das Sudhakar ist auf eine Weise geschrieben, die seinem Herausgeber Ehre macht. Dieser hat sich bis jetzt solcher Ausdrücke enthalten, die das Publikum verletzen könnten. Er behandelte die Dinge weder als Frömmel noch auch auf eine zu offene und liberale Weise. Er weiß die rechte Mitte zu halten. Dies Journal hat viele Leser unter den Eingebornen, und die kleine Zahl seiner Freunde hält viel von dem Blatte.

Das Bengodut, welches die Reformatoren herausgeben, gleicht dem Kaumudi in seinen moralischen Zwecken. Es tritt den Irrthümern des Volks nicht geradezu entgegen, hängt ihnen aber auch nicht gläubig an.

Das Timur Nasjuk hat eine schwerfällige Schreibart und wird von Wenigen gelesen. Es sucht zwar den Orthodoxen zu gefallen, benimmt sich aber dabei auf so gemeine Art, daß es stets seinen Zweck verfehlt, trotz seines beständigen Schimpfens und Loxziehens gegen die liberale Partei.

Das Gyanodoy ist eine periodische Schrift, welche Uebersetzungen aus Englischen Büchern gewöhnlichen Inhalts enthält, und hat die Bestimmung, als Handbuch in den bengalischen Schulen benutzt zu werden. Die erste Nummer dieses Journals ist die beste von allen, die seit langer Zeit erschienen sind.

Das Bigiana Sebaddi ist ebenfalls ein periodisches Blatt. Es liefert hauptsächlich Uebersetzungen aus gelehrten Werken.

Das Siuwatschar Deryun (Sumachar Durpun) kann man eigentlich kein inländisches Journal nennen. Es wird von Europäern herausgegeben und erscheint in bengalischer und englischer Sprache.

Diese Uebersicht der einheimischen Journale beweist hinlänglich, daß die Hindus keinen Geschmack daran finden, ihren Morgen mit Zeitunglesen hinzubringen. Was noch am meisten gelesen wird, ist das „Tschendrika“, und dennoch hat es nur wenige Abonnenten und noch weniger Leser. Denn wir wissen, daß viele es nehmen, weil es von dem Secretair des Dharma Schaba herausgegeben wird, aber sie geben sich nicht die Mühe, es durchzulesen. Wenn man bedenkt, daß in ganz Bengalen nur dieses eine öffentliche Blatt existirt, das der Neigung des Volks zusagt, und daß die bengalischen Journale nur halb so viel Porto zahlen, als diejenigen, die in englischer Sprache geschrieben sind, so muß man darüber erstaunen, daß das „Tschendrika“ nicht allgemeiner verbreitet ist. (Asiatic Journal.)

### Mannigfaltiges.

— Fortschritte des Christenthums in Travancore. Das Königreich Travancore liegt auf der westlichen Küste des südlichsten Theils der Indischen Halbinsel, zwischen dem 8° und 10° nördlicher Breite. Im Anfange dieses Jahrhunderts stand es eine Zeit lang unter der Herrschaft einer Rain oder Königin, welche als Regentin die höchste Gewalt im Namen des damals minderjährigen Neffen des gegenwärtigen Radschah ausübte. Es ist noch keine genaue Zählung der Bevölkerung dieses Königreichs angestellt worden, aber man hat berechnet, daß sie 1,500,000 Seelen betragen kann. Unter diesen mag es ungefähr 70,000 Syrische Christen geben; Protestanten zählt man ungefähr 4—5000, aber die Zahl der Römisch-Katholischen Christen und die der Juden ist unbekannt. Die übrige Bevölkerung besteht aus Hindus, deren Religion nicht sehr von der der Hindus in anderen Gegenden Indiens abweicht; da Travancore aber der einzige Theil von Hindostan ist, der nie von den Muselmännern unterworfen wurde, so behielt hier Alles, Mythologie, Sitten, Gebräuche und Bauart, seinen alten Charakter unverändert bei, als anderwärts. Die Hauptstadt des Königreichs ist Tribandaran. Die Londoner Missions-Gesellschaft begann hier ihr Wirken im J. 1806 durch Hrn. Ringeltaube, unter den Auspicien des Britischen Residenten, damaligen Obersten, jetzigen Generals Macauley. Im J. 1818 erhielt Hr. Ringeltaube den Hrn. Charles Mead und meh-

tere andere Missionarien zu Nachfolgern. Ihr Werk wurde durch zahlreiche eingeborne Lehrer und Prediger mächtig gefördert. Im J. 1812 zählte man schon, Dank den Bemühungen des Hrn. Ringeltaube, 677 Personen, die dem Götzendienste entsagt und das Christenthum angenommen hatten. Im J. 1818 gaben viele Hindus, die dem Heidenthum bereits öffentlich entsagt hatten, den lebhaftesten Wunsch zu erkennen, in der christlichen Religion unterrichtet zu werden. In dieser Absicht überließen sich im Laufe der nächsten Jahre 3000 derselben der Leitung der Missionarien, außer 900 Anderen, welche schon früher, unter Hrn. Ringeltaube, mit der Mission in Vertheilung gestanden hatten. In den folgenden Jahren vermehrten sich die Bekehrungen in steigendem Verhältnisse. Im J. 1829 hatten die eingebornen Bekehrten von ihren eigenen Landsteuten eine furchtbare Verfolgung zu erleiden; dennoch war die Zahl der Gemeinden, in den beiden Abtheilungen der Mission, bis auf 110 angewachsen, welche 4000 Personen zählten. Die inländischen Schulen, welche Hr. Ringeltaube anlegte, haben viele Veränderungen erlitten. Die Zahl der Schulen beträgt jetzt 97, die der Schüler 3100, mit Inbegriff der Mädchen. Die Gesuche um Aufnahme dieser letzteren waren in einigen Fällen zahlreicher, als die Fonds zu bewilligen gestatteten. Die Mission hat zwei Druckereien. Außer den Elementar- und Schulbüchern und anderen der Art werden darin auch große Stücke aus dem neuen Testamente in der Tamul-Sprache gedruckt. (Missionary Register.)

— Ursprung der Briten. Die ersten Bewohner Großbritanniens waren Küstenvölker, ein Zweig desjenigen Stammes, den die Griechen Kimmerier, die Römer aber Cimbern nannten. Dieser Name erhält sich noch heutzutage in der Sprache der Kambrier (Cambrians) oder richtiger der Kymry (Cymry) in Wales. Ihren Namen gemah — gegen die man nichts einzuwenden hat — kamen sie aus Asien oder dem Sommer-Lande; allein ihr Weg führte sie über den Hazy oder das Deutsche Meer. Die Kelten, ein verwandtes Volk, kamen zunächst, und zwar von der gegenüberliegenden Küste Frankreichs. Auch ist es wahrscheinlich, daß die Phöniciere, im hohen Alterthum, Britannien nicht bloß besuchten, sonst würde man nicht so viele Spuren ihrer Sprache, ihrer Mythologie und ihrer abergläubischen Begriffe vorfinden. (Southey's life of Admirals.)

— Die Portugiesischen und die Polnischen Juden in London. Die Portugiesischen Juden zu London konnten ihren National-Charakter nie ganz ablegen. Sie zeichneten sich durch einen gewissen Stolz, hohes Ehrgefühl und stattliches Benehmen aus. Späterhin kamen Juden aus dem Elsaß, Polen und den Barbarenstaaten haufenweise ins Land — ein Geschlecht, das in jeder Hinsicht viel tiefer stand. Ihre Einwanderung geschah ohne Aufsehen, und ich fand, trotz meiner Forschungen, keine Nachricht über sie, die geschichtlichen Werth hätte. Die Portugiesischen Juden mieden jede Berührung mit ihnen; sie blühten mit tiefer Verachtung auf diese Hefe des Volks herab, und ihre Geringschätzung dauerte länger als ein Jahrhundert. Diese beiden Geschlechter kontrastirten auf jede Weise mit einander. Das eine reich und hochsinnig, das andere durch Armuth gedemüthigt und die niedrigsten, oft auch die schimpflichsten Gewerbe treibend. Jene träge, fein gebildet und äppig, diese mit abstoßenden Sitten, thätig und sparsam, von starkem Körperbau, klug und verschlagen. Der Portugiesische prachtvoll in seiner Kleidung und Lebensweise, während der verworfene Pole immer den von Moses gebotenen Bart und das weite Gewand behält. — Der Erstere, wenn auch noch zu stolz, um die Sprache seines neuen Vaterlandes anzunehmen, sprach doch die seinige richtig und besaß Wissenschaft und Bildung; der Andere hingegen, ohne alle wissenschaftliche Kenntnisse, blieb bei seinem barbarischen Hebraisch-Deutsch-Polnischen Dialekt. Jede Klasse hatte ihre besonderen Synagogen; alle Gemeinschaft war verboten. Der stolze Portugiesische Jude wäre eher zu Lissabons Scheiterhaufen zurückgekehrt, als daß er sich durch Heirathen mit dem Elsassischen oder Polnischen Juden verschwägert hätte. Der gegenseitige Haß dieser Juden erinnert an die muhammedanischen Türken und Perser, die sich gegenseitig Hunde und Esel schimpfen. — Unter uns sind diese beiden Klassen von Juden immer noch als Portugiesische und Deutsche Juden bekannt, und wir wundern uns oft über ihre strenge gegenseitige Absonderung. (Genius of Judaism.)

— Gekochte und gebratene Speisen. Das Kochen macht die Nahrungsmittel milder und verdaulicher und stellt im Allgemeinen langsam vor sich gehen. Durchs Kochen verliert das Hammelfleisch ein Fünftheil seines Gewichts, das Rindfleisch ein Viertel; durchs Braten aber beide ein Drittheil. Zu langes oder zu schnelles Kochen macht die Fleischspeisen unverdaulich. Das Fleisch von jungen Thieren, als Kälbern, jungen Hühnern und Lämmern, ist der Gesundheit vortheilhafter, wenn es gebraten wird. Der Aufguss von langsam gekochtem Rind-, Hammel- oder Hühnerfleisch ist schwächer als die Brühe (Suppe) von diesen Speisen. Man hat sich überzeugt, daß Hammelfleisch in hartem Wasser zarter wird als in weichem; dasselbe gilt von den Vegetabilien. Die letzten sollten in jedem Falle gut gekocht werden, damit ihnen der Luststoff benommen werde, den sie enthalten, und der solchen Menschen, die an Unverdaulichkeit leiden, sehr nachtheilig ist. (L. P.)

\*) Die Sprache der Phöniciere war, wie aus unbestrittenen Denkmälern sich ergibt, das Hebraische, oder doch ein sehr wenig abweichender Dialekt der Sprache Kanaans. Ob die Kymrische Sprache viele erweislich hebraische Wörter enthalte, ist uns unbekannt, und wir würden es dem Verfasser Dank wissen, wenn er davon Nachenschaft abgelegt hätte.